

# Spaß auch ohne Transfer

Fotos: Musikgarten



**Musik hören und auch körperlich spüren  
– das ist das Prinzip des Musikgartens.**

Musikalische Früherziehung hat mittlerweile einen festen Platz in der Pädagogik. Aber kann man damit schon im ersten Lebensjahr anfangen? Jörg Hillebrand hat einen **Musikgarten für Babys** besucht und einen Experten dazu befragt.

**E**in Pfarrhaus in der Kölner Vorstadt. Gruppenraum im Halbsouthern, Parkett, an der Wand ein Kruzifix und ein Teppich mit biblischen Motiven. Die Stühle gestapelt, die Tische beiseite geschoben. Auf dem Boden zwei dicke Teppiche, darum verteilt Sitzkissen. Acht Babys und ihre Mütter haben es sich bequem gemacht. Auf den ersten Blick eine ganz normale Krabbelgruppe.

Nur ist der Musikanteil um ein Vielfaches größer. Klar wird auch in herkömm-

lichen Babykursen das eine oder andere Liedchen gesungen. Hier aber, im Musikgarten, dreht sich alles um Töne und Klänge. Auf eine musikalische Begrüßung, bei der jedes Kind namentlich angesungen wird, folgt ein Kniereiter: „Wir reiten geschwinde durch Feld und Wald“, legen die Mütter los, schütteln ihre Jockeys durch, und lassen sie schließlich bei „und nun in’n Stall hinein“ durch die gespreizten Beine gleiten. Als ruhigere Varianten gibt es Schaukel- und Wiegen-, aber natürlich

auch Tanzlieder, bei denen die ganz Kleinen getragen werden. Und dann sind da noch die Lieder zur Körpererfahrung wie „Meine Augen, deine Augen“ oder „Kleiner Hampelmann“, bei denen einzelne Körperteile gezeigt oder bewegt werden.

Um die teils doch sehr zögerlich und ganz schön schief singenden Eltern zu unterstützen, begleitet die Gruppenleiterin manchmal auf der Gitarre. Weit attraktiver für die Babys sind freilich die Instrumente, die sie selbst bedienen dürfen. So

fort kommen sie angerobbt, als die große, mit Janosch-Bildern beklebte Kiste geöffnet wird, und als die Handtrommeln verteilt sind, hebt ein wildes Tohuwabo an. Doch bald lassen sich die Nachwuchsschlagzeuger davon überzeugen, dass man die Trommel auch mit Fingerkuppen und -knöcheln bedienen oder mit den Fingernägeln übers Fell streichen kann. Und als sie die eiförmigen kleinen Rasseln in den

musikalisches Kind aus ihr machen“, betont ihre Mutter. „Sie soll Spaß haben.“

Für Spaß und gegen Ehrgeiz ist auch Heiner Gembris, Professor für empirische und psychologische Musikpädagogik und Leiter des Instituts für Begabungsforschung in der Musik an der Universität Paderborn. „Wenn es nicht darum geht, musikalische Leistungen zu züchten, sondern darum, die Kinder musisch im wei-

das Institut für elementare Musikerziehung beschwört, wenn es in einem Werbeprospekt schreibt: „Kinder, die Musik machen, sind sozialer, kreativer und intelligenter als ihre Altersgenossen.“ Dass Musik die Intelligenz steigern, glaubt man ja spätestens seit Entdeckung des Mozart-Effekts zu wissen. Gembris beurteilt das kritisch: „Die Tests, anhand derer man es beweisen wollte, sind für das praktische Leben ziemlich irrelevant, und die Verbesserungen, die erzielt wurden, waren häufig so gering, dass sie im normalen Schwankungsbereich lagen.“ Dass Musik das Sozialverhalten positiv beeinflusse, war die Schlussfolgerung aus der Aufsehen erregenden Studie, die Hans Günther Bastian vor fünf Jahren vorlegt hat. Auch diesbezüglich ist Gembris skeptisch. „Dann müssten die Opernhäuser und Orchester ja wahre Horte der Harmonie und der Eintracht sein“, witzelt er. „Musik macht nicht per se bessere Menschen. Es gibt sehr wohl soziale Transfereffekte, aber sie treten vor allen Dingen dann auf, wenn die musikalischen Aktivitäten auch auf diese Effekte hin angelegt werden, beispielsweise in der Musiktherapie. Acht Stunden am Klavier bringen sozial nichts.“

Wenn das alles so einfach wäre mit den Transfereffekten, hätte man natürlich unschlagbare bildungspolitische Argumente bei der Hand, um die Position der Musikerziehung gegen die allgemeine Sparwut zu verteidigen. „Es ist aber nun einmal nicht so einfach“, bedauert Gembris. „Deshalb sollte man den Eigenwert der Musik nutzen, den kulturellen und den emotionalen.“ Also nicht: „Musik macht intelligent.“ Sondern: „Wer intelligent ist, macht Musik.“ ■

## Macht Musikerziehung die Kinder wirklich sozialer und intelligenter?

Händen halten und fasziniert den Klängen lauschen, die da herauskommen, kehrt sogar einmal so etwas wie Ruhe ein.

Ruhig wird es dann erst wieder am Ende der etwa vierzigminütigen Unterrichtseinheit. Nachdem bisher eine Aktivität die nächste gejagt hat, liegen die Kinder nun auf dem Rücken. Farbenfrohe durchsichtige Tücher werden über ihre Gesichter gelegt und jeweils zu der Zeile „Kuckuck, bin wieder da“ weggezogen. Danach heißt es noch „Wir wollen alle winken“. Und ab in den Kinderwagen nach Hause.

Katrin Bössow packt zusammen. Schulmusik und Gesang hat sie zunächst studiert, sich aber bald auf musikalische Früherziehung spezialisiert. Sie leitet diesen Musikgarten und stützt sich dabei auf Unterrichtsmaterial, das von der Musikpädagogin Lorna Lutz Heyge entwickelt wurde. Wer mit diesem Material arbeiten will, muss beim Institut für elementare Musikerziehung in Mainz eine Lizenz erwerben und sich zu regelmäßigen Fortbildungen verpflichten. Für Kinder ab eineinhalb Jahren gibt es das Programm schon länger, der Musikgarten für Babys wurde auf der letztjährigen Frankfurter Musikmesse erstmals vorgestellt.

Ist es sinnvoll, so früh mit Musikerziehung zu beginnen? Die Reaktionen der Kinder sprechen eine deutliche Sprache. „Wenn er Musik hört, lacht er, klatscht in die Hände, klatscht den Rhythmus, mittlerweile geht er mit dem ganzen Körper mit“, sagt die Mutter von Leonard, der schon mit vier Monaten den Musikgarten besucht hat. Und die anderthalbjährige Meike dreht sich vergnügt im Kreis, wenn zu Hause die den Liederheften beigegebenen CDs laufen. „Ich will aber kein hoch-

testen Sinne zu fördern, ist Früherziehung sicherlich sinnvoll“, sagt er. An erster Stelle steht dabei für ihn das Singen: „Die Stimme ist das ursprüngliche Ausdrucksmittel des Menschen, und Singen hat wichtige Funktionen für die Psychohygiene.“

Das gilt natürlich für die Eltern mindestens genauso wie für die Kinder, und so ist denn auch ein, wenn nicht das Hauptziel des Musikgartens, „Musik wieder in die Familien zu tragen“, wie Katrin Bössow es ausdrückt. „In vielen Elternhäusern wird ja nicht mehr mit den Kindern gesungen“, beklagt Gembris. „Die Eltern möchten gerne, können aber nicht, weil sie selbst als Kinder keine Lieder gelernt haben.“ Meikes Mutter kann das bestätigen: „Mir hat man als Kind immer gesagt, ich sei unmusikalisch“, erzählt sie. „Ich habe erst als Mutter angefangen zu singen. Wahrscheinlich nicht schön, aber das ist mir egal.“

Unmusikalisch ist sowieso niemand. Davon ist Gembris überzeugt. Dass das auch schon für Säuglinge gilt, leitet er daraus ab, „dass die Interaktion mit ihren Bezugspersonen zu einem sehr großen Teil über musikalische Parameter läuft. Die Ausdrucksmöglichkeiten der Stimme – Gurren, Murmeln, Schreien, Vokalisieren – arbeiten mit nonverbalen Mitteln wie Tonhöhe, Melodik, Lautstärke oder zeitlicher Gestaltung. Die Kinder kommunizieren mit ihnen und nehmen auch durch sie Stimmungen, Befindlichkeiten oder Emotionen anderer wahr.“ Der Säuglingsforscher Daniel Stern hält diese Affektabstimmung durch musikalische Mittel für einen entscheidenden Schritt zur Anwendung von Symbolen und damit letztlich zur Sprachentwicklung.

Damit wären wir bei den so genannten Transfereffekten angekommen, die auch

### Literatur-Hinweise

**Heiner Gembris:** Grundlagen musikalischer Begabung und Entwicklung. Wißner, Augsburg 2002.

**Heiner Gembris, Rudolf-Dieter Kraemer, Georg Maas (Hg.):** Macht Musik wirklich klüger? Musikalisches Lernen und Transfereffekte. Wißner, Augsburg 2003.

### Kontakt

Institut für elementare Musikerziehung,  
Tel. 06131/246687,  
[www.musikgarten.info](http://www.musikgarten.info)